

# ESTHER BEJARANO

## Wir leben trotzdem



*»Wenn ich das schon überlebt habe, dann muss ich doch wieder anfangen zu leben und alles dafür tun, dass so etwas nie wieder geschieht.«*

Hamburg, 10.11.2011

Einst musste Esther Bejarano im Mädchenorchester von Auschwitz um ihr Leben spielen. Heute steht die 89-Jährige mit Musikern der nächsten Generationen auf der Bühne und ruft zum Widerstand gegen Rechtsradikalismus und Fremdenfeindlichkeit auf. Mit ihrer Musik tritt sie an gegen all jene, die aus der Geschichte nichts gelernt haben. Deswegen steht sie bis heute auf der Bühne. Und ist mit ihren 89 Jahren sogar noch unter die Rapper gegangen. »Es ist ja nicht so, dass ich diese Musik besonders liebe, doch mit ihr kann ich die Jugend einfach viel besser erreichen«, sagt sie und lacht verschmitzt. Und das gelingt ihr. Mit der Hip-Hop-Band »Microphone Mafia« und ihrem Sohn Joram jagt sie von einem Konzerttermin zum nächsten. Gemeinsam setzen sie mit ihrer Musik ein sichtbares Zeichen für Toleranz und Völkerverständigung. Weit über Deutschlands Grenzen hinaus hat sie sich damit als unermüdliche Kämpferin für Menschenrechte einen Namen gemacht. 2012 wurde ihr in Hamburg, wo sie seit vielen Jahrzehnten lebt, das Große Bundesverdienstkreuz verliehen.

Die Musik spielte von Anfang an eine große Rolle in ihrem Leben. Und sie ist bis heute ihr Lebenselixier. »Ohne Musik ging bei uns zu Hause gar nichts«, erinnert sie sich an ihre Kindheit, eine glückliche Zeit, die 1935, mit dem Einmarsch von Hitlers Truppen im Saarland, abrupt enden sollte. Es begannen Jahre der Ausgrenzung und Entrechtung, denen die Deportation und Ermordung vieler geliebter Menschen folgten. 1943 wurde sie selbst nach Auschwitz deportiert.

Damals konnte sie sich nicht wehren gegen das Unrecht. Heute schon. Als Vorsitzende des deutschen Auschwitz-Komitees engagiert sie sich seit vielen Jahren überall dort, wo die Würde des Menschen und die Menschenrechte bedroht sind. Wo

immer Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit sich zeigen, stellt sie sich ihnen entgegen. Sei es die aktuelle Flüchtlingspolitik der EU, sei es die Ausgrenzung der Sinti und Roma in vielen Ländern Europas oder die Diskriminierung muslimischer Mitbürger – sie ist zur Stelle und erhebt ihre Stimme. Wie ein Seismograf spürt sie Unrecht viel früher auf als andere und schlägt Alarm. Nicht weggucken. Hinschauen, handeln – das ist ihr Lebensmotto. Damit wird sie gerade für uns Jüngere, die wir den weltweiten Katastrophenmeldungen allzu oft nur ein laues »Wir können doch sowieso nichts tun« entgegensetzen, zur Mahnerin und zum aktiven Vorbild.

Natürlich wollten wir diese engagierte Frau für unseren Film gewinnen. Nach einer ersten Kontaktaufnahme lud Esther Bejarano uns ein, anlässlich des Gedenkens an die Reichspogromnacht nach Hamburg zu kommen. Dort würde sie zwei Konzerte geben, sagte sie uns im Vorfeld, die wir mit der Kamera aufzeichnen könnten.

Die erste Begegnung verlief holprig. Gerade erst war sie von einer anstrengenden Konzertreise zurückgekommen. Sie war schwer erkältet und wusste nicht, ob ihre Stimme für ein weiteres Konzert durchhalten würde. Daher war sie alles andere als erfreut, unsere erwartungsvollen Gesichter hinter der Kamera zu sehen. »Ihr habt mir gerade noch gefehlt!«, sagte sie in wenig einladendem Ton. Und wer es bis dahin noch nicht wusste: Esther Bejarano ist eine außergewöhnlich starke Persönlichkeit. Authentisch, direkt, völlig unverstellt. Wer ihr gegenübertritt, muss wissen: Wegducken oder Aufgeben gibt's nicht. Denn Charakterstärke erwartet sie auch von ihrem Gegenüber. Wie humorvoll und herzlich sie darüber hinaus ist, durften wir bald schon erfahren.

Kaum hatte sie zu singen begonnen, schien alle Erschöpfung von ihr abzufallen. Wer sie auf der Bühne erlebt, wird förmlich elektrisiert von ihrem Widerstandsgeist und angesteckt von ihrem Lebensmut. Mit ihrem Charisma zieht sie die Menschen um-

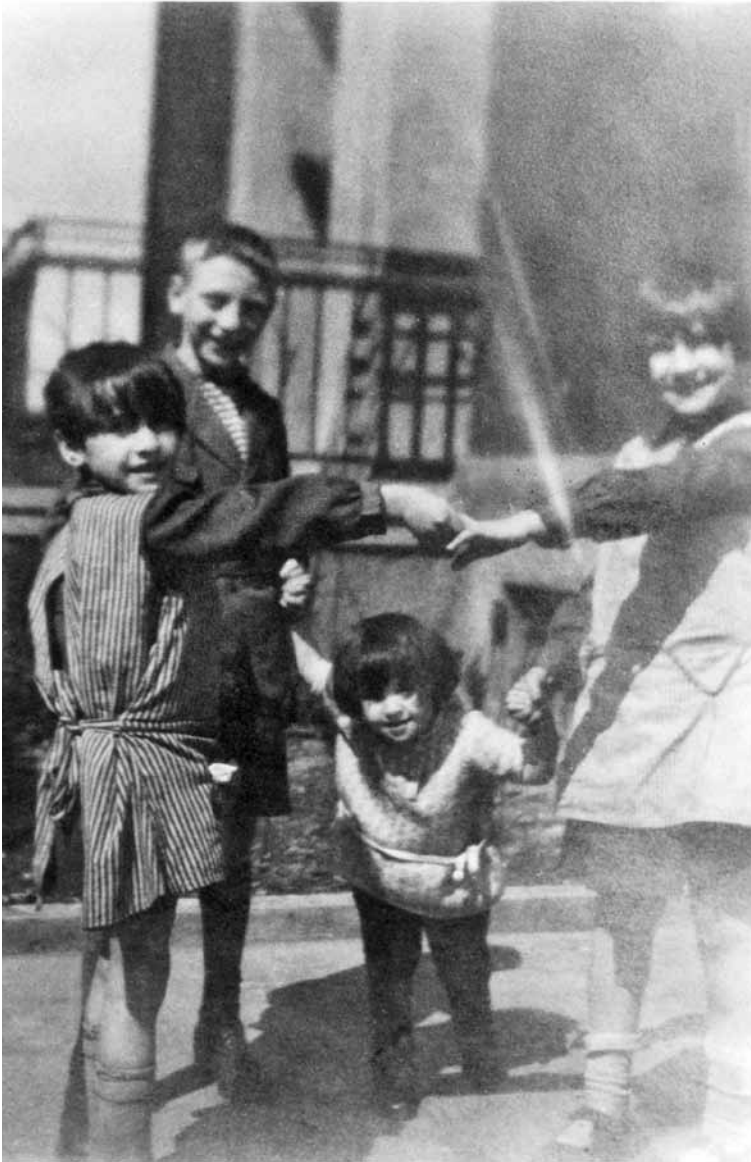
gehend in ihren Bann. »Wir werden leben und erleben, schlechte Zeiten überleben. Wir leben trotzdem! Wir sind da!«, singt sie am Ende des Abends und wirft triumphierend ihre Arme in die Luft. Ja, sie hat überlebt. Und dass sie heute noch auf der Bühne steht, ist ihr persönlicher Triumph über den Vernichtungswillen des Nationalsozialismus. Es ist ein Sieg über die Unmenschlichkeit, den sie auch zum Gedenken an all die unzähligen Menschen zelebriert, die dieser Unmenschlichkeit zum Opfer fielen.

Am nächsten Vormittag stehen wir mit unserem Kamerateam und einem etwas mulmigen Gefühl in der Magengrube vor ihrer Wohnungstür. Würde es ihr gesundheitlich gut genug gehen, um sich auf das anstrengende Gespräch vor der Kamera einzulassen? Entgegen allen Befürchtungen empfängt sie uns herzlich und ist uns trotz schwerer Erkältung eine hoch konzentrierte Gesprächspartnerin, die mit großem emotionalem Engagement zu erzählen beginnt.

»Ich bin in einem wohlbehüteten und liberalen Elternhaus groß geworden. Geboren bin ich in Saarlouis, doch nach einem Jahr sind meine Eltern nach Saarbrücken gezogen, weil mein Vater dort eine Stelle als Oberkantor in der Synagoge erhalten hat. So habe ich die ersten zehn Jahre meiner Kindheit in Saarbrücken verlebt. Es war eine schöne und unbeschwertere Kindheit.

Da mein Vater Oberkantor war, haben wir uns an die religiösen Traditionen gehalten und auch einen koscheren Haushalt geführt. Das mussten wir allein schon wegen unserer Gäste tun. Wir Kinder gingen regelmäßig in die Synagoge, und das hat uns meist sogar Spaß gemacht. Vor allem, weil wir in Saarbrücken einen bezaubernden Rabbiner hatten, in den wir Mädchen alle verliebt waren.

Die Musik hat in unserer Familie immer eine sehr große Rolle gespielt. Ich bin so aufgewachsen, dass ich mir ein Leben ohne Musik einfach nicht vorstellen kann. Wir



Saarbrücken 1928: Esther (Mitte) mit ihren Geschwistern Ruth, Gerdi und Tosca (von links) beim gemeinsamen Spielen. »Ich war als Kind ziemlich wild. »Frech wie Oskar«, sagte mein Vater immer zu mir.«

haben viel gemeinsam gesungen, und mein Vater hat dazu Klavier gespielt. Er selbst hatte eine wunderbare Stimme und hat ganze Arien für uns gesungen. Oft haben wir Hauskonzerte gegeben, und ich kann mich gut daran erinnern, dass Menschen sich draußen auf der Straße versammelten und zuhörten. So war unser Leben. Meine Eltern sorgten auch dafür, dass alle Kinder ein Instrument spielten. Ich lernte Klavier spielen. Als mein Großvater starb, der bei uns gelebt hatte, durften wir im Trauerjahr keine Musik machen. Das war sehr hart für uns. Die Musik hat uns schrecklich gefehlt – gerade in dieser schweren Zeit, die nun für uns begann. Denn 1935 war Hitler in Saarbrücken eingezogen, und das Saarland wurde in das Deutsche Reich integriert. Wir hatten zwar schon vorher etwas Antisemitismus zu spüren bekommen, doch das war kein Vergleich zu dem, was nun geschah. Es wurden immer mehr Gesetze erlassen gegen die Juden. Wir durften viele Geschäfte nicht mehr betreten, nicht mehr ins Kino oder Theater gehen, nicht mehr an Kulturveranstaltungen teilnehmen. Überall stand: »Juden ist der Zutritt verboten.« Wir Kinder mussten die Schulen verlassen, in die wir bis dahin gingen, und wurden in jüdische Schulen geschickt. Dadurch wurden wir von unserer Umgebung sehr isoliert. Unsere Spielkameraden wollten plötzlich nichts mehr mit uns zu tun haben und weigerten sich, mit uns zu spielen. Diese Ausgrenzung war für uns Kinder sehr hart. Wenigstens gab es in Saarbrücken noch einen jüdischen Kulturbund, in dem mein Vater aktiv war. So hatten wir Zugang zu kulturellen Veranstaltungen. Und wir haben in der jüdischen Schule Theaterstücke aufgeführt.

1936 sind wir nach Ulm umgezogen, weil mein Vater dort eine neue Stelle als Kantor angenommen hat. Zu dieser Zeit sind sehr viele jüdische Bürger ausgewandert. Wir

konnten das leider nicht, weil wir nicht die finanziellen Möglichkeiten dazu hatten. Mein Vater hat sich zwar um Arbeitsstellen im Ausland bemüht, doch vergeblich, und so mussten wir notgedrungen in Deutschland bleiben.

In Ulm hatte ich das große Glück, dass ich in eine fortschrittliche jüdische Schule außerhalb der Stadt gehen konnte. Ich habe bei meinen Eltern gewohnt und bin jeden Morgen zum Unterricht gefahren. Wir lernten dort viele Fremdsprachen, denn alles war darauf ausgerichtet, uns auf die Emigration in andere Länder vorzubereiten. 1937 gelang es meinen Eltern, meine beiden älteren Geschwister ins Ausland zu schicken, um sie vor dem Terror der Nazis in Sicherheit zu bringen. Meiner Schwester Tosca gelang die Ausreise nach Palästina, und mein Bruder Gerdi fuhr zu einer Tante in den USA. Meine Mutter konnte den Verlust ihrer Kinder und die ganze Unsicherheit nicht verkraften und wurde schwer depressiv. Währenddessen spitzte sich die Lage um uns herum zu. Nach den entsetzlichen Ausschreitungen in der Reichspogromnacht am 9. November 1938 wurde meinem Vater klar, dass er alles versuchen musste, um seine gesamte Familie ins Ausland zu bringen. Auch er war zusammen mit anderen jüdischen Männern in dieser Nacht verhaftet und ins Gefängnis geworfen worden. Nach drei Tagen kam er wieder nach Hause. Wahrscheinlich, weil er ›Halb Jude‹ war. Die anderen Männer wurden nach Dachau verschleppt.

Mich schickte mein Vater anschließend in ein Vorbereitungslager zwecks Auswanderung nach Palästina. Das lag in der Nähe von Berlin. Diese Vorbereitungslager waren damals noch erlaubt. Den Nazis war es recht, wenn wir das Land verließen. Hauptsache, wir waren weg. Doch als der Krieg ausbrach, wurden Arbeitskräfte gebraucht, und so wurden diese Lager geschlossen und wir



Esther mit ihren Eltern Margarethe und Rudolf Loewy im Jahre 1939

sind alle in Zwangsarbeitslager verschleppt worden. Ich hatte Glück, ich wurde in ein Lager nach Neuendorf gebracht, wo ich tagsüber in einem Blumengeschäft arbeiten musste. Die Inhaber waren keine Nazis und haben mich sehr gut behandelt. Aber 1943 wurden auch die Arbeitslager geschlossen, und wir sind im April auf Lastautos nach Berlin verfrachtet worden. Dort war in einem vormals jüdischen Altenheim ein riesiges Sammellager eingerichtet worden für alle Juden, die noch in Berlin und Umgebung lebten. Und von dort aus sind wir mit Viehwaggons Richtung Osten deportiert worden. Tagelang saßen wir eingepfercht in diesem überfüllten Viehwaggon, in dem es kaum genug Luft zum Atmen gab. Es war eine unvorstellbare Tortur. Alte und kranke Menschen starben auf dieser Fahrt. Nach Tagen schließlich hielt der Zug, und die Waggontüren wurden geöffnet. Als wir ankamen, wussten wir noch gar nicht, wo wir überhaupt waren. Es standen da diese Lastautos am Gleis und es wurde gesagt, dass all diejenigen, die nicht mehr gut laufen könnten, Mütter mit Kindern und Schwangere, auf die Lastautos steigen sollten, weil sie ins Lager gefahren würden. Da dachten wir noch, so schlimm kann das ja nicht werden, wenn die auf Schwangere und Gebrechliche Rücksicht nehmen. Erst später, als die Menschen ihre Verwandten suchten und nicht mehr fanden, haben wir erfahren, dass diese auf den Lastwagen direkt in die Gaskammern gebracht wurden. Anfangs hatten wir ja noch keine Ahnung gehabt, was uns erwartet. Wir hatten zwar schon gehört, dass es ein schreckliches Lager in Auschwitz gibt, aber wir wussten nicht, dass es ein Vernichtungslager ist.

Auschwitz ist unbeschreiblich, unvorstellbar. Ich kann nicht erzählen, was ich dort alles gesehen habe. Ich kann es auch nicht vergessen. Ich lebe damit. Ich bin ja schon heilfroh, dass ich heute nicht mehr diese grauenhaften

Träume habe, die ich viele Jahre Nacht für Nacht hatte. Träume, in denen die SS mit ihren schrecklichen Stiefeln auf mir herumtrampelt.

Trotzdem kann ich sagen, dass ich großes Glück hatte. Denn ich bin nicht allein, sondern mit einer ganzen Gruppe von Freunden und Freundinnen dort angekommen. Das war ein großer Halt für uns alle. Wir haben uns gegenseitig sehr geholfen. All die Unmenschlichkeit, die wir dort gesehen und erlebt haben, haben wir nur ertragen können, weil wir zusammengehalten haben. Die Solidarität hat eine sehr, sehr große Rolle gespielt. In sämtlichen Lagern. Der Zusammenhalt war das, was die Menschen zum Leben und zum Weiterleben gebracht hat. ›Wir müssen unbedingt durchhalten‹, haben wir uns gegenseitig immer wieder gesagt. Es gab natürlich auch Menschen, die diese Unmenschlichkeit nicht ausgehalten haben. Viele von ihnen haben sich das Leben genommen, indem sie in den elektrischen Zaun gelaufen sind. Ich selbst hätte das nie gemacht. Ich wollte unbedingt am Leben bleiben. Allein schon, um mich zu rächen an diesen furchtbaren Nazis. Ich hatte immer die Hoffnung, dass ich da wieder rauskomme. Dass ich das überlebe. Denn ich wollte bezeugen, was ich an diesem Ort gesehen habe. Ich glaube, das hat mir beim Überleben geholfen.

Und natürlich auch die große Solidarität untereinander. Ich bin einmal schwer an Typhus erkrankt und in das Krankenrevier gekommen. Dort konnte man eigentlich nur sterben. Oder man ist in die Gaskammer gekommen. Doch eine polnische Krankenschwester hat sich sehr um mich bemüht. Ich kannte sie gar nicht und sie mich auch nicht, doch sie hat mir das Leben gerettet. Ich war schon im Delirium und konnte nichts mehr essen. Da hat sie von irgendwoher Knoblauch besorgt und etwas davon auf mein Brot gerieben. Das war etwas ungeheuer Kostbares.

Der Geruch weckte meine Lebensgeister und brachte mich dazu, wieder mit dem Essen anzufangen. Das sind die Erlebnisse, die einem in dieser Zeit sehr geholfen haben. Dieses Zusammenstehen und Füreinander-Einstehen.«

»Ich habe viel Glück in meinem Leben gehabt, ein ganz großes Glück, ein unheimliches Glück«, schrieb Esther Bejarano in ihrem autobiografischen Buch »Erinnerungen«. Auch in unserem Gespräch fällt immer wieder das Wort »Glück«. Sogar in Zusammenhang mit ihrer Zeit in Auschwitz. Esther Bejarano besitzt die seltene Gabe, selbst den schrecklichsten Ereignissen ihres Lebens etwas Positives abringen zu können. Ihr unanfechtbarer Lebensmut und der Wille, unter keinen Umständen aufzugeben, befähigte sie immer wieder dazu, Risiken einzugehen und sich extremen Herausforderungen zu stellen.

»Ich musste anfangs sehr schwere Arbeit verrichten. Ich war einer Arbeitskolonne zugeteilt, in der wir den ganzen Tag Steine schleppten. Wir trugen sie von einer Seite des Weges auf die andere und am anderen Tag dann wieder zurück. Es war eine völlig unsinnige Arbeit. Einfach nur dazu da, die Menschen kaputt zu machen. Ich war schon sehr schwach und wusste, wenn ich noch lange in dieser Kolonne arbeiten muss, werde ich elendig zugrunde gehen. Und dann kam für mich die Rettung. Als ich eines Tages von der Arbeit in unsere Baracke zurückkehrte, stand da eine Frau und sagte, sie suche nach Frauen, die ein Instrument spielen können. Das war die Dirigentin Zofia Czajkowska, eine polnische Gefangene und Musiklehrerin, die von der SS den Auftrag bekommen hatte, ein Frauenorchester zu gründen. Da ich Klavier spielen konnte, meldete ich mich. Doch ein Klavier gab es im Lager nicht. Und so fragte sie mich, ob ich denn auch Akkordeon spielen könne. Ganz ehrlich, ich hatte noch nie ein Ak-

kordeon in den Händen gehabt, doch aus der Not heraus habe ich geschwindelt und gesagt, das könne ich, doch ich müsse mich erst mal etwas einspielen. Sie sagte, ich solle den deutschen Schlager »Du hast Glück bei den Frau'n, Bel Ami« spielen, der damals sehr populär war. Den konnte ich natürlich und ich zog mich mitsamt dem Akkordeon in die Barackenecke zurück und probte. Da ich ein gutes musikalisches Gehör habe und Klavier spielen konnte, war die rechte Hand kein Problem. Schwierig waren aber die Bässe der linken Hand. Ich hab dann so lange gesucht, bis ich die richtigen Akkorde hatte. Ich glaube, die Czajkowska wusste sehr wohl, dass ich noch nie Akkordeon gespielt hatte. Doch sie hat mich aufgenommen, und das war ein großes Glück für mich. Denn von nun an musste ich keine Steine mehr schleppen. Die Musik hat mir das Leben gerettet. Doch es war auch eine furchtbare psychische Belastung, in diesem Orchester zu spielen. Wir mussten am Tor stehen, wenn die Arbeitskolonnen morgens zur schweren Arbeit ausmarschierten und am Abend, wenn sie völlig entkräftet wieder zurückkamen. Dann hat die SS sich einfallen lassen, dass wir auch spielen mussten, wenn neue Transporte ankamen. Ich habe ganz furchtbare Dinge in Auschwitz erlebt, aber das war für mich das Schlimmste. Dass wir da stehen und spielen mussten, während die Transporte mit Menschen ankamen, die in die Gaskammern gingen.«

»Stecht tiefer die Spaten ihr einen ihr andern spielt weiter zum Tanz auf«, schrieb Paul Celan in seinem Jahrhundertgedicht »Die Todesfuge«<sup>2</sup>, in dem er die unsägliche Verknüpfung von Mord und Musik in den Konzentrationslagern in Worte fasste. Während die Lagerleitung von Auschwitz den Massenmord an Hunderttausenden von Menschen organisierte, sorgte sie sich zugleich um das Wohl des SS-Personals und hielt es mit Kulturveranstal-

tungen und Konzerten bei Laune. Hierfür verfügte das Lager bereits seit 1941 über mehrere Männerorchester. Um auch der Wachmannschaft des Frauenlagers den Genuss von Musik nicht vorzuenthalten, erhielt die polnische Musiklehrerin Zofia Czajkowska 1943 den Befehl, ein Frauenorchester aus Häftlingen zusammenzustellen. Als Dirigentin des Orchesters wurde Alma Rosé, die Nichte des Komponisten Gustav Mahler, verpflichtet. Die Aufgabe der Musikerinnen bestand darin, fröhliche Lieder zu spielen, während um sie herum Menschen gequält und ermordet wurden. Zwar waren ihre Lebensbedingungen etwas besser als die der Häftlinge, die im Freien schwere körperliche Zwangsarbeit verrichten mussten, doch der Druck und die psychische Belastung waren immens. Die Zwangsarbeit der Musikerinnen bestand darin, täglich zehn bis zwölf Stunden zu proben, jeden Morgen beim Ausmarsch und am Abend beim Einmarsch der Häftlinge am Tor zu spielen, bei Besuchen von SS-Größen aufzuspielen und Tag und Nacht für die Privatfeiern und Privatwünsche der SS zur Verfügung zu stehen. Der Lagerkommandant des Frauenlagers, Franz Hößler, galt als ausgewiesener Liebhaber der klassischen Musik und unterstützte das Orchester ebenso wie die für ihre Brutalität gefürchtete Oberaufseherin Maria Mandl. Der KZ-Arzt Josef Mengele ließ sich nach den Selektionen und nachdem er Hunderte von Menschen in die Gaskammern geschickt hatte, bevorzugt die »Träumerei« von Franz Schumann vorspielen. Mitunter wurden die Musikerinnen auch gezwungen, bei der Ankunft neuer Transporte zu spielen und Menschen bei ihrem Gang in den Tod mit ihrer Musik zu begleiten.

Die Erinnerung an ihre Zeit im Frauenorchester quält Esther Bejarano bis zum heutigen Tag. Damals konnte sie sich nicht wehren, konnte die Menschen nicht warnen. Heute schon. Deshalb singt sie Lieder aus dem jüdischen und antifaschistischen Widerstand. Um uns heute Mut zur Zivilcourage zu machen. Und um an die Menschen von damals zu erinnern, die aufstanden gegen das Unrecht.

»Die Musik, die wir in Auschwitz in diesem Mädchenorchester machen mussten, war erzwungen und gegen unseren Willen. Doch die Musik war in dieser Zeit auch ein Mittel des Widerstands. In den Gettos und Konzentrationslagern sind viele Widerstandslieder entstanden. Und die Menschen haben diese heimlich gesungen, weil sie ihnen Mut gegeben haben. Ich singe diese Lieder ja heute noch auf der Bühne. Denn es sind sehr wichtige Lieder, die bezeugen, dass es einen Widerstand gab. Davon wurde später nie erzählt. Und das ist bis heute kaum bekannt. Es hieß ja immer nur, die Juden hätten sich zur Schlachtbank führen lassen, ohne dass sie sich dagegen aufgelehnt hätten. Das stimmt aber nicht! Es gab Aufstände in den Gettos und den Konzentrationslagern. Und selbst in der Hölle von Auschwitz fanden Menschen den Mut, Widerstand zu leisten. Doch dies brachte natürlich immer den Tod mit sich. Die Menschen sind aufgestanden, sie haben gekämpft, und sie sind in den Tod gegangen.«

Sechs lange Monate musste Esther Bejarano in dem Frauenorchester von Auschwitz spielen. Bis sich eines Tages völlig unerwartet die Möglichkeit eröffnete, das Vernichtungslager zu verlassen.

»Ich hatte noch mal großes Glück, weil man bei einem Appell nach sogenannten »Mischlingen« gesucht hat, also nach Frauen, die »arische« Vorfahren hatten. Da ich eine christliche Großmutter hatte, war dies meine Chance, aus Auschwitz herauszukommen. Man sagte uns, wir würden in ein anderes Konzentrationslager gebracht werden. Das war schon ein Lichtblick, weil es bedeutete, von den Gaskammern wegzukommen. Doch es fiel mir schwer, meine Freundinnen zurückzulassen. Zumal ich nicht wusste, wo man mich hinbringen würde. Meine Freundinnen sagten

aber, ich müsse mich unbedingt melden, weil dies eine Chance zum Überleben wäre. Und so meldete ich mich. Doch erst mussten wir vor Dr. Mengele treten und wurden von ihm begutachtet, ob wir überhaupt transportfähig waren. Ich hatte damals aufgrund des Hungers eine Avitaminose, und mein ganzer Körper war von Furunkeln übersät. Wenn er das sieht, so befürchtete ich, schickt er mich gleich ins Gas. Doch glücklicherweise hat er mich bei der Selektion durchgewinkt.

Daraufhin bin ich mit 70 anderen Frauen im November 1943 in das schreckliche Frauenkonzentrationslager Ravensbrück gekommen. In Ravensbrück musste ich anfangs wieder schwere Arbeit leisten. Ich habe Kohlenloren geschoben und musste die Kohlen aufladen und abladen. Dann hörte ich, dass man sich für Zwangsarbeit bei der Firma Siemens melden kann. Das habe ich umgehend getan. Und bin dort in Halle 4 gekommen, wo wir Schalter bauen mussten für die Unterseeboote. Ich arbeitete dort mit ukrainischen Zwangsarbeiterinnen zusammen, mit denen ich mich sehr gut verstanden habe. Sie brachten mir russische Lieder und Tänze bei, und ich lernte Russisch von ihnen. Bis heute erfüllt es mich mit Genugtuung, dass Tausende von Kisten mit diesen Schaltern zurückkamen, weil wir sie absichtlich falsch zusammgebaut hatten.«

Während des Zweiten Weltkriegs wurde bis zu einem Drittel der wirtschaftlichen Produktion Deutschlands durch den Einsatz von zwölf Millionen Zwangsarbeitern erbracht. Allein dadurch konnte die wirtschaftliche und landwirtschaftliche Produktion aufrechterhalten werden. Siemens übernahm als führender Elektrokonzern für die Rüstungsindustrie die Vorreiterrolle bei der systematischen Ausbeutung von Zwangsarbeitern. Das Unternehmen errichtete 1942 ein Rüstungswerk mit 20 Produktionshallen nahe dem Konzentrationslager Ravensbrück. Hier musste

Esther Bejarano gemeinsam mit anderen Frauen aus dem KZ anderthalb Jahre Zwangsarbeit leisten. Doch trotz der rücksichtslosen Ausbeutung zahlloser Zwangsarbeiter war der Krieg für Deutschland nicht zu gewinnen. Und damit stand die Befreiung der Häftlinge in Ravensbrück 1945 kurz bevor.

»Ich habe immer fest daran geglaubt, dass ich wieder frei sein werde. Und eines Tages war es dann auch fast so weit. Es wurde im Lager gemunkelt, wir sollten versuchen, an zivile Kleidung zu kommen und diese unter der Sträflingskleidung tragen. Für den Fall, dass wir evakuiert würden. Denn die russische Armee stand schon fast vor den Toren von Ravensbrück. Da hat die SS uns alle, die wir noch laufen konnten, aus dem KZ herausgetrieben, damit die Russen uns nicht finden. Und wir sind auf einen der Todesmärsche gegangen, wie sie später genannt wurden, weil so viele Menschen, die bis dahin überlebt hatten, dabei ihr Leben verloren. Wir sind durch die Wälder und Dörfer von Mecklenburg marschiert, ich und sechs meiner Freundinnen in einer Reihe, auf beiden Seiten von der SS mit ihren Gewehren flankiert. Wer hinfiel, wurde sofort erschossen. So sind wir gegangen, viele Tage und Nächte. Wir haben gefroren. Es gab nichts zu essen. Und wir haben nicht gewusst, wohin man uns bringt. ›Die werden uns doch nicht noch in letzter Minute alle erschießen‹, hofften wir inständig. Dazu kam es dann auch nicht mehr. Denn wir hörten eines Tages, wie ein SS-Mann zu einem anderen sagte: ›Es darf nicht mehr geschossen werden.‹ Da wussten wir, der Krieg ist bald zu Ende. Und wir entschieden uns zur Flucht. Als wir in der Dunkelheit durch einen Wald gingen, nutzten wir die Chance, ließen uns eine nach der anderen unauffällig zurückfallen und versteckten uns hinter Bäumen. Während die Kolonne sich weiterschleppte, sind wir sieben Mädchen in die andere Richtung gelaufen.



Und sind schon bald auf amerikanische Soldaten getroffen. Denen haben wir unsere eintätowierten Nummern gezeigt. Und die haben sich so gefreut, dass sie uns helfen konnten. Umarmt und geküsst haben sie uns. Obwohl wir wirklich kein schöner Anblick waren, ausgemergelt und schmutzig, wie wir waren. Und dann haben sie uns auf ihre Panzer genommen und sind mit uns in das nahe gelegene Städtchen Lübsch gefahren. Dort haben wir uns in einem Gasthaus erstmals wieder satt gegessen. Die Amerikaner wollten von uns hören, was wir erlebt hatten, und da ich Englisch sprechen konnte, erzählte ich ihnen, wo wir herkamen. Ein Soldat brachte ein Akkordeon von irgendwoher und schenkte es mir. Plötzlich hörten wir einen Riesenschall auf der Straße und sind nach draußen gerannt. Da kam die Rote Armee, und die Russen haben gerufen: ›Der Krieg ist aus! Hitler ist tot!‹ Wir waren alle so unbändig glücklich. Die Amerikaner und Russen fielen sich in die Arme und küssten sich. Und wir Mädchen waren mittendrin in diesem Freudentaumel. Es war eine Wonne! Dann wurde die Befreiung gefeiert. Auf dem Marktplatz des Städtchens haben die Soldaten ein großes Hitlerbild aufgestellt und angezündet, und die Soldaten und die Mädchen sind um das Bild herumgetanzt. Und ich habe dazu das Akkordeon gespielt.«

Endlich frei! Was würde sie mit ihrer wiedererlangten Freiheit anfangen? In ihrem Heimatland, in dem ihr so viel Unrecht widerfahren war, wollte sie keinesfalls bleiben. Und so verließ Esther Bejarano im August 1945 auf einem Schiff zusammen mit anderen Überlebenden Deutschland, um sich in Palästina ein neues Leben aufzubauen. Die Begrüßung im Gelobten Land verlief jedoch alles andere als herzlich. Die englische Mandatsregierung wollte die Zuwanderung von Juden aus Europa einschränken. So wurden die Ankommenden in einem Internierungslager festgehalten,

das mit hohen Drahtzäunen umgeben war, was in den eben erst aus den deutschen Lagern Befreiten traumatische Erinnerungen auslöste. Esther hatte das Glück, dass ihre Schwester Tosca und ihr Mann bereits in Palästina lebten und für sie bürgen konnten. Daher holten sie sie schon bald aus dem Lager. Eine ganze Nacht lang erzählte Esther ihrer Schwester von dem, was ihr in Auschwitz und Ravensbrück widerfahren war. Danach sollte sie viele Jahre nicht mehr über ihre Vergangenheit sprechen. Auch nicht mit ihrem Mann und ihren Kindern. Noch waren die Wunden zu frisch, und der Aufbau eines neuen Staates stand an, der in seiner Gründerzeit die Erinnerungen an den Holocaust zu verdrängen suchte. Auch für die Überlebenden selbst war daher Verdrängung angesagt. Esther arbeitete in diesen Jahren sehr hart, um sich ein Gesangsstudium in Tel Aviv finanzieren zu können. In einem antifaschistischen Arbeiterchor, mit dem sie nach Abschluss ihres Studiums um die Welt reiste, lernte sie Nissim Bejarano, die große Liebe ihres Lebens, kennen. 1950 heirateten die beiden, und schon bald darauf kamen die Kinder Edna und Joram zur Welt. Fast 50 Jahre lebte das Paar zusammen. Nissim starb 1999 an den Folgen seiner Parkinson-Erkrankung. Bis zu seinem Tod hat Esther ihren schwer kranken Mann gepflegt.



Esthers Ehemann Nissim mit den Kindern Edna und Joram 1953 in Israel

Esther 1946 in Palästina

»Ich musste in meinem Leben sehr viele weitreichende Entscheidungen treffen«, sagte sie einmal in einem Gespräch. Vor eine dieser einschneidenden Lebensentscheidungen sah sie sich zwei Jahrzehnte nach ihrer Auswanderung nach Israel gestellt. Da Esther das heiße Klima in diesem Land immer schlechter vertrug und Nissim, der als überzeugter Pazifist aus dem Sinaikrieg zurückgekehrt war, keinesfalls in einen weiteren Krieg des Nahen Ostens ziehen wollte, entschlossen sie sich schweren Herzens, Israel wieder zu verlassen. Lange berieten sie darüber, in welches Land Europas sie ziehen sollten. Die Rückkehr nach Deutschland bot sich aus praktischen Erwägungen an, da Esther nicht nur die Sprache beherrschte, sondern immer noch deutsche Staatsbürgerin war.

Doch die Rückkehr in das Land der Täter gestaltete sich für die Holocaust-Überlebende äußerst schwierig. Jeder Polizist ließ sie unweigerlich an die Gestapo denken, die Behördengänge und der deutsche Bürokratismus wurden zur Tortur. Wie sollte sie den Menschen in diesem Land wieder vertrauen können? Viele der ehemaligen aktiven Nationalsozialisten galten als »entnazifiziert« und befanden sich in den 60er-Jahren erneut in Amt und Würden. Am Anfang scheute Esther jeglichen Kontakt zu ihren nichtjüdischen Nachbarn.

Durch harte Arbeit und mithilfe von Wiedergutmachungszahlungen konnte sich die Familie schließlich eine stabile Existenz aufbauen: 1969 eröffnete Esther eine kleine Boutique. Hier kam sie in Kontakt mit vielen jungen Menschen und lernte eine ganz neue Generation Deutschlands kennen. Es war die Zeit der Studentenunruhen, in der die Kinder der Kriegsgeneration gegen die repressive und autoritäre Macht ihrer Eltern aufbegehrten. Eines Tages musste Esther von ihrer Boutique aus mit ansehen, wie auf der anderen Straßenseite ein NPD-Stand aufgebaut wurde, der unter Polizeieinsatz vor den Gegendemonstranten geschützt wurde. Sie rannte auf die Straße und stellte sich auf die Seite der Demonstranten. Dieser Moment war die Initialzündung

für ihr bis heute anhaltendes politisches Engagement gegen Rechtsradikalismus.

»Wenn ich das schon überlebt habe, dann muss ich doch wieder anfangen zu leben. Und dann muss ich den Menschen sagen, so etwas darf nie wieder geschehen. Wir wollen doch alle leben! Wir wollen doch alle in Frieden leben! Wir wollen keine Kriege mehr! Krieg bedeutet immer die Vernichtung von Menschenleben. Und das wollen wir doch nicht. Wir wollen das Leben genießen. Deshalb mache ich das. Das ist doch ganz klar. Es gibt immer noch Leute, die sagen, nach Auschwitz könne man keine Bilder mehr malen, keine Gedichte mehr schreiben, keine Musik mehr machen. Aber genau das Gegenteil ist der Fall! Wir müssen doch zum Ausdruck bringen, was damals geschah. Und das mache ich dann eben in meiner Musik.

Ich bin ja Sängerin von Beruf. Ich habe in Israel Gesang studiert. Eigentlich bin ich Sopranistin, aber das schafft meine Stimme jetzt natürlich nicht mehr. Doch sie hält noch ein bisschen. Und da ich weiß, dass man mit Musik die Menschen erreichen kann, gehe ich auf die Bühne, um für Toleranz und Völkerverständigung zu werben. Und mit den Rappern von »Microphone Mafia« erreiche ich mit dieser Botschaft auch die Jugendlichen. Wir haben schon weit über hundert Konzerte gegeben, und es werden immer mehr. Was ich so toll dabei finde, ist ja nicht nur, dass drei Generationen zusammen auf der Bühne sind, sondern auch drei Religionen. Wir sind Juden, wir sind Christen und wir sind Moslems auf der Bühne. Und wir vertragen uns großartig. Das soll auch ein deutliches Zeichen setzen gegen die Fremdenfeindlichkeit in unserem Land. Derzeit sind die Moslems die schwarzen Schafe in unserer Gesellschaft. Es muss anscheinend immer jemanden geben, dem man die Schuld geben kann. Ich finde das



Microphone Mafia on stage: Joram Bejarano, Rossi Pennino, Kutlu Yurtseven und Esther Bejarano (von links nach rechts)

schrecklich! Wir machen mit unseren Auftritten deutlich, dass alle Menschen friedlich miteinander leben können, egal, welcher Kultur oder Religion sie angehören.«

Mit der Musik erreicht Esther Bejarano die Herzen der Menschen. Seit einigen Jahren tourt sie nun mit den Rappern von »Microphone Mafia« durchs Land. »Per La Vita« – »Für das Leben« heißt die erste gemeinsame CD mit der Hip-Hop-Band. Hierfür haben sie Lieder aus dem jüdischen und antifaschistischen Widerstand musikalisch so aufbereitet, dass sie damit die jungen Menschen von heute erreichen. Es sind Lieder, die von unbesiegbarem Lebenswillen künden und zu Widerstand und Zivilcourage aufrufen.

»Meine Botschaft heute kann natürlich nur sein: Wir müssen weitermachen, wir müssen weiterkämpfen gegen

den erstarkenden Neonazismus. Deshalb gehe ich in die Schulen. Ich erzähle den Jugendlichen, was damals geschehen ist und was mir widerfahren ist. Damals hat das auch so angefangen mit kleinen Nazigruppen, die dann rasch größer wurden. Immer dann, wenn sich die wirtschaftliche Lage verschlechtert und die Arbeitslosigkeit zunimmt, ist dies der Nährboden für das Gedankengut der Neonazis. Mir ist es unbegreiflich, dass all diese Naziparteien und Gruppen hier in Deutschland überhaupt bestehen dürfen. Meiner Meinung nach müssten sie alle verboten werden. Und ich wünschte, unsere Regierung würde mehr dagegen tun. Doch weil dies nicht so ist, bleibt mir gar nichts anderes übrig, als mich weiter zu engagieren. Denn jeder Einzelne von uns muss etwas gegen diese Nazis tun. Deshalb habe ich auch 1986 gemeinsam mit Freunden das Deutsche Auschwitz-Komitee gegründet, dessen Vorsitzende ich bis heute bin. Es wurde von Menschen ins Leben gerufen, die diese Zeit erlebt und überlebt haben. Wir haben das Komitee aber von Anfang an auch für junge Menschen geöffnet, die mit uns zusammenarbeiten wollen. Was ganz wichtig ist, denn von uns gibt es nicht mehr so viele. Zwischenzeitlich gibt es ja kaum noch Zeitzeugen. Und was kommt nach uns, wenn wir nicht mehr sind? Meine Hoffnung sind die vielen jungen Menschen, die sich für Frieden und Völkerverständnis engagieren. Daher bin ich zuversichtlich, dass unsere Arbeit, wenn wir einmal nicht mehr sind, von ihnen weitergeführt wird. Und dass unsere Geschichte nicht vergessen, sondern weitererzählt wird. Denn die Verbrechen der Shoah sind nicht zu vergleichen mit irgendetwas anderem. Es gibt auch heute Kriege, großes Unrecht und Völkermord. Doch diese fabrikmäßige Vernichtung eines ganzen Volkes, das gab es noch nie. Und das darf es auch nie wieder geben. Wir vom Auschwitz-

Komitee treten dafür ein. Ich bin ja von Haus aus ein optimistischer Mensch. Und ich hoffe, dass ich mit meiner Zuversicht nicht fehlgehen werde. An einen Gott kann ich nach Auschwitz nicht mehr glauben. Aber ich glaube an die Menschen. Und ich glaube an das, was Menschen sich erarbeiten und wofür sie eintreten.«

Hamburg, Juli 2012

## Sage Nein! Auf der Bühne mit Konstantin Wecker

Ein ganz besonderer Event kündigte sich für den Sommer 2012 in der Heimatstadt von Esther Bejarano an. Der Liedermacher Konstantin Wecker hatte sie als »Special Guest« zu seinem Open-Air-Konzert auf der Hamburger Waldbühne eingeladen. Berühmt wurde der gesellschaftspolitisch engagierte Musiker in den 70er-Jahren durch seine Ballade »Willy«, die an einen Freund erinnert, der bei einer Auseinandersetzung mit Rechtsradikalen erschlagen wurde. In vielen seiner Lieder tritt Konstantin Wecker bis heute gegen Rechtsradikalismus an. Durch die gemeinsame politische Arbeit ist er Esther seit vielen Jahren freundschaftlich verbunden. In dem Buch »Meine rebellischen Freunde« widmete er ihr ein Kapitel und schrieb: »Mit Esther Bejarano habe ich zwei Mal auf der Bühne gestanden und gemeinsam mit ihr Lieder aus dem Widerstand gesungen. Es ist eine wahre Freude, sie zu erleben. Sie ist eine unglaublich lebendige Frau, ein sprudelnder Quell der Vitalität. Umgehend vergisst man, dass sie 87 Jahre alt ist. Mit ihrer Musik und ihrer Menschlichkeit erreicht sie die Jungen. Und die Jungen verehren sie, weil sie diese zeitlose Coolness hat, die nur wenigen Menschen zu eigen ist.«<sup>3</sup>

Es ist ein freudiges und herzliches Wiedersehen. Neuigkeiten werden ausgetauscht, gemeinsame Erinnerungen geteilt. Zusammen mit den Musikern der Band besprechen sie den Ablauf des Auftritts. Die beiden Lieder, die sie an diesem Abend gemeinsam vor großem Publikum vortragen werden, haben Konstantin Wecker und Esther Bejarano bislang noch nie zusammen aufgeführt. Esther hat sich für diesen Abend ihr Lieblingslied aus dem jüdischen Widerstand »Wir leben trotzdem« gewünscht, bei dem sie alleine singen wird, um danach zusammen mit Konstantin Wecker seinen Klassiker »Sage Nein!« zu singen, ein rockiger